

Robert Holl, der Leuchtturm des Liedgesangs

Eine russophile Par-force-Tour bot Ausdrucksgigant Holl im Brahmsaal, mit dem exzellenten Kirill Gerstein.

VON WALTER GÜRTEL SCHMIED

Ein Jahr vor seinem Tod gab Schostakowitsch nochmals Rätsel auf: eine (relativ) harmonische Melodie nach Art einer Spieldose im letzten Lied („Unsterblichkeit“) seiner 1974 komponierten Suite nach Gedichten von Michelangelo Buonarroti. Verfremdung? Ironie? Gar Scheu vor Selbstbeweihräucherung? Der herzkranke Schostakowitsch eröffnete und beendete das Lied mit jener banal klingenden Floskel in der Klavierbegleitung zu den Worten „Nein, ich ging nicht fort: Unsterblichkeit vom Tode mich erlöste“.

Große Kunst hat mit Eindeutigkeit nichts zu tun, sie stellt Fragen, die aufwecken sollen. Die Zuhörer im Brahmsaal waren bei der russophilen Par-force-Tour des Ausdrucksgiganten Robert Holl auch gehörig gefordert. Holl arbeitete sich mit dem exzellenten Pianisten Kirill Gerstein querfeldein durch das russische Liederrepertoire und bestach einmal mehr durch Gestaltungsintensität, Beherrschung der Mittel, besonders der Sprache, sowie sein einzigartiges Setzen von Gefühl, Stimmung, Farben und Nuancen. Er ist wahrlich der Leuchtturm des Liedgesangs, gerade in einer Zeit, wo diese Kunstform stets Publikum verliert – und justament nachdem zwei enttäuschende „Winterreisen“ weder für dieses Genre sprachen noch den jungen Sängergenerationen ein gutes Zeugnis ausstellten.

Die Weisheit der Jahre

Holl ist im zarten Rentenalter nach wie vor ein Sänger, der berührt, erschüttert und gefangen nimmt. Er dürfte längst Schubert einen guten Mann sein lassen, aber nein, er unterrichtet weiter, sitzt in Jurys, denkt und plant für andere. Schon klar, dass er mit 30 eine andere „Röhre“ hatte, doch heute prunkt er mit Kraft der Überzeugung, Phrasierungskunst und der Weisheit der Jahre. Dazu beherrscht er die russische Sprache perfekt, das ließ er bereits 2007 als Pimen in „Boris Godunow“ an der Staatsoper hören.

Das Niveau der Interpretationen kam zuerst zwei melancholischen Tschaikowski-Liedern zugute, dann depressionslastigen Stücken von Mussorgski sowie dessen nicht minder wehmütigem Zyklus „Ohne Sonne“. Alexander Borodin ließ mit einer Art Opernromanze grüßen. Nach der Pause der „Suiten“-Zyklus von Schostakowitsch, der wie Hugo Wolf oder Benjamin Britten ein Faible für Michelangelos Dichtungen zum Thema Eros und Thanatos hatte. Auf der einen Seite idealisierende Gedanken der Hochrenaissance, auf der anderen die schroffe Klangwelt des 20. Jahrhunderts. Hier wie dort vermischt mit Autobiografischem.